

11. September 2011 – Mekka, In Memoriam

Prolog

Furcht kann man riechen. Es ist ein metallischer Geruch, meist untermischt mit Schweiß. In der vollgestopften Kabine des Jumbojets saßen Hunderte von Menschen, und sie alle fürchteten sich. Reihe um Reihe. Vor Angst zitternd bemühten sie sich, die Entführer nicht aus den Augen zu lassen und gleichzeitig nicht aufzufallen. Auffallen bedeutete vielleicht den Tod. Was, wenn die Männer eine Geisel erschießen würden, um irgendwelchen Forderungen Nachdruck zu verleihen? Besser nicht auffallen, vielleicht würden sie dann jemand anders wählen. Denn mit der Angst um sein Leben war jeder allein, nur der allgegenwärtige Geruch der Furcht verriet sie alle. Schwer hing er in der Kabine und konnte von der Klimaanlage nicht mehr gefiltert werden.

Nicht, dass die Entführer, die vor etwa einer Stunde den Jumbo in ihre Gewalt gebracht hatten, schon irgendwelche Forderungen gestellt hätten, jedenfalls nicht, soweit die Passagiere und Crewmitglieder wussten. Aber genau genommen wussten sie gar nichts. Nicht einmal, wo sie sich befanden. Wenn man aus den Fenstern sah, konnte man nur blauen Himmel sehen und unter dem Flugzeug eine schmutzig gelbe Wüste. Wahrscheinlich also befanden sie sich irgendwo über der arabischen Halbinsel, aber ob sie noch auf dem Weg nach Teheran, dem ursprünglichen Reiseziel, waren, wusste niemand zu sagen. Bisher hatten die Entführer außer einer Mahnung, leise zu sein, überhaupt noch nicht mit ihnen gesprochen. Aber natürlich sprachen die deutlich sichtbaren Waffen ohnehin eine klare Sprache.

Wenn man von einem gelegentlichen Schluchzen absah, war es

daher still in der Maschine. Der Mann, der an der Trennwand zur vorderen Galley stand, blickte auf die Uhr, aber sein Gesicht verriet nichts von seinen Gedanken. Viel mehr wirkte er etwas geistesabwesend, als denke er über etwas ganz anderes nach. Er wusste, dass er der einzige Araber unter den Entführern war und die Passagiere ihn deshalb besonders gut im Auge behielten. Es bereitete ihm eine geradezu bösertige Genugtuung. Sie fürchteten ihn, weil er ein Araber war und ein Flugzeug entführt hatte. In gewissem Sinne war das komisch.

Nachdenklich wanderte sein Blick die Sitzreihen entlang. Überall sah er Turbane und Schleier. Die ganze Maschine war voller Araber und Perser. Eine ungewöhnliche Kombination, denn Sunniten und Schiiten hassten einander. Der Mann konnte mit bloßem Auge die schiitischen Perser von den sunnitischen Arabern unterscheiden. Aber so sehr man einander auch hasste, Geschäfte machte man trotzdem miteinander, und deshalb saßen sie jetzt hier zusammen in dieser Maschine und dankten im Stillen Allah dafür, dass er der einzige Araber unter den Entführern war. Sonst hätte es sich ja womöglich um den Versuch handeln können, ein Selbstmordattentat zu verüben.

Er musste ein Kichern unterdrücken. Wahrscheinlich war er auf dem besten Wege, verrückt zu werden, aber das war er schon lange, und es spielte auch keine Rolle mehr. Erneut blickte er die Reihen entlang. Viele bewegten lautlos die Lippen, wahrscheinlich beteten sie. Eine endlose Ansammlung von bleichen Gesichtern unter Turbanen und Kopftüchern, dazwischen ein paar unförmige, verschleierte Frauengestalten. Er konnte ihre Furcht spüren, ja sogar riechen. Aber er selbst kannte keine Furcht mehr, schon lange nicht mehr. Wovor sollte sich ein Mann auch fürchten, wenn man ihm erst einmal alles genommen hatte?

Die Stewardess saß in einer der letzten Reihen, nachdem die Entführer alle Mitglieder der Kabinencrew auch noch in die Economy-Class gequetscht hatten. Im oberen Deck war die Erste Klasse geleert worden. So konnten die Männer alles besser unter Kontrolle halten. Trotz ihres wie rasend schlagenden Herzens versuchte sie,

die Nerven zu behalten. Die Entführer zählen! Das war wichtig, hatte man ihr beigebracht. Vielleicht bekam sie eine Gelegenheit, den Behörden bei der nächsten Landung einen Hinweis zu geben. Zählen war wichtig! Genauso, wie die Entführer nicht zu provozieren! Auch das hatte man ihr beigebracht, in Kursen für solche Situationen. Nur, dass solche Kurse wenig mit echten Situationen zu tun hatten. Sie konnte nur vier Männer sehen. Waren das alle? Einer musste mindestens noch im Cockpit sein. Also wenigstens fünf. Aber es saßen über vierhundert Menschen in der Maschine. Vielleicht, wenn alles schnell ging, bestand eine Chance, die Männer zu überwältigen?

Rasch sah sie sich um. Die Entführer trugen bequeme, westliche Freizeitkleidung. Niemand wusste, wie es ihnen gelungen war, ihre Waffen an Bord zu bringen, aber nun trugen sie offen Pistolen und zwei sogar Maschinenpistolen. Sie konnte den Blick nicht von den Waffen wenden. Was auch immer diese Männer vorhatten, sie waren offenbar zu allem entschlossen. Wenn es Araber gewesen wären, dann hätten die Passagiere vielleicht versucht, die Maschine wieder unter Kontrolle zu bringen, aber so? Drei der Männer waren weißhäutig, und mindestens zwei von ihnen hatten einen starken amerikanischen Akzent. Vielleicht wollten sie die Maschine entführen und die Geiseln gegen irgendwelche Gesinnungsgenossen austauschen? Es gab viele Möglichkeiten, und alle rasten in einem wilden Reigen durch ihren Kopf.

Auch im Cockpit blickte der Pilot auf die Uhr. Der Japaner bediente die Steuerung mit beiläufiger Routine. Sein Kopilot, ebenfalls ein Japaner, war offenbar auch ein erfahrener Flieger, der trotz der verwirrenden Vielzahl der Instrumente keine Unsicherheit zeigte.

Die beiden Männer sprachen kaum ein Wort. Es war auch nicht notwendig. Im Hintergrund des Cockpits lagen die Leichen der ursprünglichen Cockpitbesatzung. Sie hatten sie kurzerhand erschossen, nachdem sie sich mit einem gestohlenen Code Zugang verschafft hatten. Nun war die schwere Stahltür, die seit 2001 vorgeschrieben war, um das Cockpit vor Leuten wie ihnen zu schützen, wieder

geschlossen. Noch einmal blickte der Pilot auf die Uhr. Noch drei Minuten bis zum Kurswechsel. Unwillkürlich spannten sich seine Muskeln etwas an. Es war ein langer Weg bis hierher gewesen, aber nun waren sie fast am Ziel.

Als der Jumbo den Kurs wechselte, die Turbinen lauter wurden und die Maschine in einen steilen Sinkflug übergang, dauerte es einen Augenblick, bis die ersten Passagiere begriffen. Panik flammte auf. Das Begreifen sprang wie ein Buschfeuer von Reihe zu Reihe. Es gab keine Absprache, es waren einfach irgendwelche Männer, die aufsprangen und sich auf die Entführer stürzten. Schüsse knallten, und mehrere Männer wurden von den Einschlägen herumgewirbelt. Doch die anderen stürmten weiter. Es gab nichts mehr zu verlieren, und es waren nur ein paar Schritte, nur ein paar verdammte, kurze Schritte, die zwischen den Passagieren und den Entführern lagen. Schreie voller Angst mischten sich mit wütendem Gebrüll.

Eine Salve aus einer Maschinenpistole teilte einen Mann beinahe in zwei Hälften und ließ eine Wolke aus Blutspritzern auf andere Passagiere und Stewardessen niedergehen. Erneut gellten Schreie. Kugeln durchschlugen die Außenhaut, und ein Fenster zersplitterte, als es von mehreren Kugeln getroffen wurde. Die Luft rauschte nach draußen, und der Druck in der Kabine fiel plötzlich ab. Überall im Flugzeug fielen die Atemmasken aus der Decke. Doch die Passagiere saßen zu einem großen Teil nicht auf ihren Plätzen. Diejenigen, die versuchten, in den engen Gang zu gelangen, blieben an den Plastikschläuchen hängen, während andere von hinten schoben. Nicht wenigen wurde schwindlig. Trotzdem erstickte niemand, denn der schwere Jumbo war ja ohnehin steil im Sinkflug begriffen. In fünfzehntausend Fuß Höhe reicht der Luftdruck bereits knapp aus, um zu atmen, und in dieser Höhe hatte sich der Innendruck bereits an den Außendruck angeglichen. Und die Maschine sank weiter.

Der Mann, der geschossen hatte, erfuhr von alledem allerdings nichts mehr. Dutzende von Fäusten trommelten gleichzeitig auf ihn ein. Selbst, als er bereits zu Boden gegangen war, endete es nicht.

Die Stunde der Furcht und nun die Erkenntnis, dass sie alle sterben würden, vereinten sich zu blindem Zorn. Adrenalin setzte Urinstinkte frei und ließ nichts Menschliches mehr zurück. Verzerrte Gesichter und Fäuste, eine scheinbar unendliche Anzahl von Fäusten, waren das Letzte, was der Terrorist wahrnahm. Sie verwandelten sein Gesicht und nach und nach seinen ganzen Körper in einer blutigen Masse.

Minuten nach dem Kurswechsel lebte keiner der vier Terroristen in der Kabine mehr. Eine Gruppe Männer rannte die schmale Eisenstiege nach oben in die Erste Klasse, um von dort aus ins Cockpit zu gelangen. Das Oberdeck war leer. Niemand saß mehr in den bequemen Sesseln und schlürfte kühle Drinks, die hier natürlich im Preis inbegriffen waren, selbst bei einer iranischen Fluglinie. Aber es interessierte sich ohnehin niemand für die Bar.

Der Zugang zum Cockpit lag hinter einem diskreten Vorhang verborgen. Links befand sich eine weitere Galley, rechts Toiletten und vor ihnen eine Stahltür. Abrupt kamen die Passagiere zum Stehen. Eine ratlose Gruppe aus Arabern und Persern. Sogar ein Europäer war darunter. Alle starrten auf die Tür, die ihnen den Weg ins Cockpit versperrte, und auf die kleine Nummerntastatur, mit der sie sich den Weg nach vorne hätten bahnen können ... wenn sie den Code gekannt hätten.

Draußen in der ersten Klasse erschallten aufgeregte Rufe. Gesichter drückten sich gegen Scheiben. Der Jumbo hing nun nur noch vielleicht zweitausend Meter über einer Stadt. Nicht irgendeiner Stadt. Jeder Moslem erkannte sie sofort. Abrupt wurde es still, als die Menschen begriffen, wo sie waren.

Ein Mann rief etwas auf Persisch und deutete aufgeregt aus einem anderen Fenster. Aber die verwirrten Passagiere würden nie erfahren, was er gesehen hatte. Abrupt bäumte sich die große Maschine auf, als sei sie von einem Hammerschlag getroffen worden. Unten aus der Economy-Class gellten Schreie auf, dann ertönte ein gewaltiges Fauchen. Flammen schlugen an der Treppe hoch. Männer schrien auf und klammerten sich instinktiv an allem fest, was in der Nähe war. Sie verloren den Boden unter den Füßen, und für

einen Augenblick trieben sie wie schwerelos nach oben. Dann brach auch schon mit einem grauenvollen Kreischen der hintere Teil des Rumpfes ab. Zappelnde Körper flogen in den blauen Morgenhimmel, begleitet von Sitzen, Koffern, Taschen und Maschinenteilen, und verbreiteten sich über der Stadt unter ihnen.

Als die Reste des vorderen Rumpfteiles unten einschlugen und eine Schneise durch einen Basar zogen, lebten immer noch etliche der Männer, die sich in der ersten Klasse aufgehalten hatten. Auch die beiden Japaner vorne im Cockpit starben erst beim Aufprall. Mit lautem Getöse rutschte das immer noch rund acht Tonnen schwere Bruchstück durch die Hütten und alten Häuser. Brände loderten auf, und eine Staubwolke erhob sich in den klaren Morgenhimmel über Mekka. Menschen starben, als die alten mürben Wände nachgaben und die Bewohner unter sich begruben. Doch alles ging so schnell, dass diese Männer, Frauen und Kinder keine Zeit mehr hatten, zu begreifen. Es war der elfte September, acht Uhr einundvierzig. Die Menschen in der entführten Linienmaschine waren tot, aber der Geruch der Furcht hing immer noch in der Luft und begann, sich über die Welt zu verbreiten.

1. Kapitel – Dienstag, der 11. September

Mekka – 8:41 Uhr Ortszeit (5:41 GMT)

Viele Menschen sahen den Feuerball am Himmel. Nicht wenige hatten bereits vorher den Jumbo gesehen und eine weitere kleinere Maschine, aber was genau geschehen war, sollte Mekka und natürlich auch die Welt erst im Laufe der nächsten Tage erfahren.

Andere sahen den Absturz nicht persönlich, sondern erfuhren erst später davon durch Anrufe oder gar aus den Nachrichten. So wie der Rest der Menschheit rund um den Globus. Es war ein Tag, an dem die Welt den Atem anhielt, so, wie sie es schon einmal an einem elften September getan hatte, zehn Jahre zuvor. Und genau wie damals die Menschen das Grauen gefühlt hatten, obwohl sie vielleicht nie in ihrem Leben in New York gewesen waren, so fühlte die Welt jetzt den Schrecken, auch wenn für viele in aller Welt Mekka bis zu diesem Augenblick nur ein abstrakter Begriff gewesen war. Aber das hatte in gewissem Sinne auch für New York gegolten.

Es wurde einer der großen Momente der modernen Mediengesellschaft. Die ersten Reporter erschienen bereits Minuten nach dem Unglück vor Ort, wobei vor Ort ein ziemlich ausgedehntes Gebiet bezeichnete. Im Gegensatz zu New York gelang es einigen Übertragungswagen sogar, in das eigentliche Gebiet des Einschlages vorzudringen und live zu übertragen. Vor allem CNN und sein Gegenstück, der arabische Sender Al Jazeera, schafften es, einen unendlichen Strom verbrannter und zeretzter Körper, rauchender Trümmer und schierem Chaos in die Wohnzimmer der Welt zu tragen. Schweigend und mit aufgerissenen Augen sahen die Menschen die ununterbrochenen Liveübertragungen.

Mohammed bin Assam hielt sich prinzipiell selten dort auf, wo Reporter auftraten. Was an sich nur natürlich war, denn Mohammed war Oberstleutnant der saudi-arabischen Geheimpolizei und Leiter

des Büros in Mekka, immerhin der zweitgrößten Niederlassung dieses Geheimdienstes.

Aber dieser elfte September ließ keinen Raum für solche Angelegenheiten. Die Ermittlungen würden beginnen, ohne Frage, aber für den Moment reichte eine kleine Anzahl von Mitarbeitern dafür aus. Bis die Spurensicherung an die Arbeit gehen konnte, würde es noch viele Stunden dauern. Also taten Mohammed bin Assam und die meisten seiner Mitarbeiter, was viele Araber an diesem Tag taten. Sie fuhren in die Stadt, um zu helfen.

Der Anblick, der sie erwartete, war furchtbarer als in ihren schlimmsten Vorstellungen. Die Stadt brannte an mehreren Stellen, nachdem sich die Flugzeugtrümmer offenbar über ein großes Gebiet verteilt hatten. Noch immer hatten sich die Staubwolken nicht gesenkt und schufen ein unwirkliches Szenario aus rotem Schimmer, taumelnden, kaum zu erkennenden Gestalten und einem Trümmerfeld, das eben wegen des Staubes noch niemand überblicken konnte. Es gab unzählige Orte, an denen Hilfe nötig war, aber niemand konnte überall sein. Nach einer kurzen Absprache mit der Feuerwehr beteiligte sich die Geheimpolizei daher an den Rettungsarbeiten im Basar, einfach, weil man ja irgendwo anfangen musste.

Der hagere Oberstleutnant war ein harter Mann. Er kannte den Tod und hatte ihm im Laufe der Jahre mehrfach ins Gesicht gesehen. Aber was er im Basar vorfand, war etwas anderes. Fassungslos starrte er auf das Durcheinander eingestürzter Häuser und zermalmter Verkaufshütten, das vom Cockpit des Jumbos zurückgelassen worden war, als es noch immer mit beinahe hundert Meilen pro Stunde durch die Altstadt gepflügt war. Abgerissene Gasleitungen und umgestürzte offene Grillstellen hatten Brände ausgelöst. Ab und zu vernahm man immer noch einzelne fauchende Detonationen, wenn Restgas aus den Leitungen explodierte, oder das hallende, blecherne Knallen, wenn eine Gasflasche hochging, als sei jemand in ein Minenfeld gelaufen.

Mohammed schluckte mühsam. Er wusste nicht, was er sagen sollte, weil sein betäubter Geist sich weigerte, das Unbegreifliche zu verarbeiten. Sein Gesicht war wie zu Stein erstarrt. Andere Män-

ner weinten hemmungslos. Was sollte man dazu auch sagen? Aber er musste etwas sagen, denn dazu war er hier. Seine Leute erwarteten, dass er ihnen sagte, was zu tun war. Und mit der Erinnerung an seine Pflicht war auch der erste Moment des Schocks vorbei. Die Trauer würde später kommen, aber jetzt zählten erst einmal die Überlebenden.

Er wandte sich seinen Leuten zu, und die Entschlossenheit kehrte in seine Stimme zurück. »Abdullah, du versuchst, den Chef der Feuerwehr zu finden. Frage ihn, was er braucht.« Er blickte erneut über das Trümmerfeld. »Wir fangen erst einmal hier vorne an. Seid vorsichtig, die Häuser können jeden Augenblick zusammenbrechen. Masud, wir brauchen einen Platz, wo wir die Verletzten sammeln können, das ist deine Aufgabe!«

Mit jedem neuen Befehl kehrte das Leben etwas mehr in seine Männer zurück. Wie in jeder großen Krise warteten die Menschen nur darauf, dass jemand ihnen sagte, was zu tun war. Auch Geheimdienstoffiziere sind im Angesicht der Katastrophe nicht anders als andere Menschen, wenn sie plötzlich mit dem Unbegreiflichen konfrontiert werden. Nur die wenigsten konnten sich von selbst dazu durchringen, anzufangen, aber Oberstleutnant Mohammed bin Assam war einer dieser wenigen, und seine Leute hörten auf ihn. Bereits ein paar Minuten später tasteten sie sich in den Basar vor. Seit dem Absturz des Jumbos waren gerade einmal vierzig Minuten vergangen.

Auch Mohammed selbst arbeitete sich über die Trümmer vor. Die Staubwolke hatte sich noch immer nicht gesenkt, und so verließ er sich lieber auf seine Ohren als auf seine Augen. Immer wieder blieb er stehen und lauschte. Für den Augenblick hatte die Konzentration das Grauen verdrängt. Irgendwo musste doch noch jemand am Leben sein! Aber das Grauen wartete, es lauerte dicht unter der Oberfläche. Es wartete auf die Nacht.

Ibrahim al Dafouhr war Hauptmann der Geheimpolizei, rechte Hand seines Vorgesetzten und Familienvater. Er hatte mehrfach versucht, über sein Handy seine Familie zu erreichen, aber niemand war ans Telefon gegangen. Während er hinter dem Oberst-

leutnant her über die Trümmer kletterte, waren seine Ängste viel konkreter als die seines allein stehenden Vorgesetzten. Warum ging niemand ans Telefon? Alles in ihm schrie danach, diese Trümmerswüste hinter sich zu lassen und auf dem schnellsten Wege nach Hause zu rasen. Nur wusste er auch nicht, was er dort tun sollte.

Das Geräusch war nur ein leises Stöhnen, das den Männern beinahe entgangen wäre. Erst beim zweiten Mal hörten sie es. Mit bloßen Händen buddelten sie sich durch die Trümmer. Sie gruben, bis ihre Hände blutig waren. Aber sie fanden eine verletzte Frau unter einem großen Wandstück. Ihr Mann lag ein Stück weiter, erschlagen von einem Balken, aber sie hatte Glück gehabt, so weit man an diesem Tag von Glück sprechen konnte. Sie war die Erste, die von Mohammed und Ibrahim geborgen wurde, aber nicht die Letzte. Schweigend arbeiteten sich die beiden Männer tiefer in den Basar vor, und die Tränen zogen Furchen durch die Staubschichten auf ihren Gesichtern.

Ibrahim al Dafouhr verließ den Basar gegen Mittag, um ins Krankenhaus zu fahren. Die Schule, die seine Kinder besuchten, war ebenfalls von Trümmern getroffen worden, aber nur sein Sohn war leicht verletzt worden, während seine Tochter mit dem Schrecken davon gekommen war. Auch seinen beiden Frauen ging es gut. Er hatte sie endlich erreicht, nachdem das Telefonnetz wieder funktionierte. Aber noch immer fehlte jede Spur von seinem Schwager. Für Ibrahim al Dafouhr und seine Familie hatte das große Warten begonnen, so wie für viele, die auf Verwandte oder Freunde warteten. Manche kehrten nach kurzer Zeit zurück, andere tauchten nach Tagen erst unter den Trümmern auf, und wieder andere wurden nie gefunden. Denn dieses Mal waren Teile von Mekka zu Ground Zero geworden.

Erst gegen Abend wurden auch die Mitarbeiter des Geheimdienstes von einer Einheit der Armee abgelöst. Halb betäubt und manche immer noch hilflos weinend, wankten die Männer aus den Gebäuden und sammelten sich bei den Fahrzeugen. Sie hatten mehr als sechzig Menschen lebend geborgen, aber wie viele Tote sie ausgegraben hatten, wusste niemand zu sagen. Sie hatten Arme, Beine,

Köpfe und bis zur Unkenntlichkeit verbrannte Körper gefunden, ein Kaleidoskop des Grauens, ein blutiges Puzzle, das erst zusammengesetzt werden wollte. Besonders die Köpfe waren es, die sie noch lange verfolgen würden, jene entsetzlich verzerrten Gesichter, die noch den Schrecken eines letzten Begreifens zeigten. Gesichter, die viele von ihnen noch lange nachts in ihren Träumen sehen würden. Aber in Saudi-Arabien gab es noch keine psychologische Betreuung für Rettungskräfte, und so würden sie selbst damit fertig werden müssen. Sie würden es schaffen, irgendwie, aber die Bilder dieses elften Septembers zeichneten viele von ihnen für den Rest ihres Lebens.

Während Feuerwehr, Polizei, Rettungskräfte und eine Unzahl Freiwilliger in Mekka ihren verzweifelten ersten Kampf gegen die Katastrophe führten, liefen überall in der Welt die Hilfsoperationen an. Innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden würden mobile Lazarette, Suchtrupps mit Hunden und technische Unterstützungstrupps landen. Aber in diesen ersten Stunden kämpfte Mekka alleine mit dem Terror, so wie es auch New York hatte tun müssen.

Washington D.C. – 2:30 Uhr Ortszeit (7:30 GMT)

Das Telefon klingelte und ließ sich auch nicht durch eine gemurmelte Verwünschung davon abhalten, weiter zu klingeln. Es klingelte mit elektronischer Mitleidlosigkeit und einem ausgesprochen fiesem Ton.

Eine Hand von der Größe eines mittleren Schinkenknochens tastete sich unter der Bettdecke hervor, bewegte sich in Richtung Nachttisch mit dem Telefon und verharrte einen Augenblick unschlüssig, als würde ihr Besitzer noch darüber nachdenken, ob er das Gerät gegen die Wand werfen sollte oder einfach den Hörer abnehmen. Das Pflichtgefühl siegte, und er nahm den Hörer ab – eine falsche Entscheidung, wie der Besitzer der Hand später feststellen sollte.

»Hallo?«, murmelte eine tiefe Stimme.

»Wachen Sie auf, Crossbow!« Die Stimme am anderen Ende der Leitung hatte jenen widerlich frischen Ton, den man von jemandem

erwarten konnte, der Nachtwache hatte und sich freute, nun jemand anderem den Schlaf rauben zu können. Jedenfalls erschien das William Russel Dermont so, dem diese Hand gehörte.

Die Decken kamen in Bewegung, und eine gewaltige Gestalt schälte sich heraus. Der Versuch, die Stimme zu senken, war aussichtslos. Aus dem mächtigen Brustkasten kam so etwas wie ein tiefes Grollen. »Archer! Was um Himmels Willen wollen Sie um diese Zeit?«

»Schalten Sie den Fernseher ein, CNN, dann wissen Sie Bescheid, Crossbow!« Die Stimme am Telefon wirkte deutlich ungeduldig. »Nun machen Sie schon!«

Der Riese angelte wortlos nach der Fernbedienung und schaltete den Fernseher ein. Für ein paar Augenblicke starrte er regungslos auf die Bilder aus Mekka. Gedanken rasten durch seinen Kopf. Es war nicht so, dass er von einem Augenblick auf den anderen hellwach gewesen wäre. Die Eindrücke aus dem Fernseher quälten sich vielmehr mühsam durch eine Art dicken Sirup, der sein verschlafenes Hirn anzufüllen schien.

Hinter ihm tauchte ein verstrubbelter Rotschopf aus den Decken auf. Im Gegensatz zu ihrem Mann brauchte Gillian Dermont nicht lange, um aufzuwachen. Wie gebannt starrte sie auf die Mattscheibe. Die Bilder erinnerten sie an 2001. So, wie sie viele Menschen daran erinnerten, nicht nur Amerikaner. Aber für Amerikaner war die Erinnerung direkter. Sogar für Amerikaner, die damals gar nicht in New York gewesen waren, so wie sie selbst. Aber der elfte September 2001 war für die Amerikaner zu einer Art von nationalem Trauma geworden. Ein Trauma, dem sich nicht einmal die hartgesottensten Profis entziehen konnten.

Gillian und Bill Dermont waren Profis. Seit einigen Jahren waren sie nur noch dem Präsidenten selbst unterstellt, nachdem beide sich innerhalb der CIA einen Namen gemacht hatten. Dennoch arbeiteten sie nach wie vor eng mit jedem amerikanischen Geheimdienst zusammen. Nur waren ihre Vollmachten ungleich größer geworden, aber andererseits, wenn der Präsident rief, dann ging es meistens auch nicht um Kleinigkeiten, und sie hatten im Laufe der Zeit so einiges erlebt und gesehen.

Doch während sie auf die Bilder starrten, die CNN übertrug, waren sie trotzdem fassungslos. Es dauerte eine Weile, bis Bill sich wieder an das Telefon erinnerte, das er immer noch in der Hand hielt. »Archer, sind Sie noch dran?«

»Ja! Sehen Sie, was ich sehe?«

Bill wechselte einen Blick mit seiner Frau, bevor er dem Mann, der Archer genannt wurde, antwortete. »Ja, ich fürchte. Mekka?«

»Ja, Mekka. Bisher ist unklar, ob es ein Unfall war oder ...«

Oder ... niemand in Geheimdienstkreisen sprach das Wort offen aus, solange es nur ein Verdacht war. »Oder ...« war zu einem Synonym für etwas geworden, das jeder fürchtete. »Terrorismus!« Natürlich wurde die Vermutung im Fernsehen ausgesprochen, und natürlich würde sie auch am Morgen in jeder Zeitung stehen, aber in Geheimdienstkreisen war man vorsichtiger geworden. Nicht alles war Terrorismus, aber wenn das Wort erst einmal ausgesprochen war, zumal in Amerika, gab es kein Zurück mehr.

Bill Dermont begann, wieder klar zu denken. Den ersten Schock verdrängte sein Gehirn mit der Routine vieler Jahre Erfahrung. Er hatte erlebt, wie in Afrika Stammeskriege zu blutigem Völkermord entartet waren, er hatte mit angesehen, was in China die Regierung ihrem eigenen Volk antat, wenn es protestierte, und er hatte gesehen, was der Terrorismus New York angetan hatte. Er war schockiert, und tief in seinem Inneren fragte sich eine winzige Stimme, wo das alles hinführen sollte, aber das hinderte ihn nicht daran, klar zu denken.

»Ich tippe auf ›oder!« Die tiefe Stimme hielt kurz inne. »Weiß ER es schon?«

ER, Mr. President, der zumindest scheinbar mächtigste Mann Amerikas und damit der Welt. Zumindest jedoch der Mann, dem man vorwerfen würde, alles, was er tat, sei falsch, gleichgültig, was er tat oder auch nicht tat.

Archer, ein Codename, hinter dem sich der diensttuende Agent der CIA im Weißen Haus verbarg, zögerte. »Nein, Crossbow, er ist erst spät zu Bett gegangen und ...«

Dermonts Stimme klang entschieden. »Dann wecken Sie ihn bes-

ser, Archer. Und sagen Sie ihm, wir sind bereits auf dem Weg.« Ohne eine Antwort abzuwarten, beendete er das Gespräch.

Gill sah ihren Mann nachdenklich an. »Oder?«

»Oder!« Bill nickte bestätigend. »Das ganze Gebiet über den heiligen Stätten ist Flugverbotszone. Nicht, dass jemand geglaubt hat, Mekka werde jemals Ziel werden, ...« Er brach ab und schüttelte den Kopf. »Mein Gott, das ist unglaublich.«

Auch Gillian blickte zum Fernseher, der gerade wieder die über dem fernen Mekka aufsteigenden Rauchsäulen zeigte. Sie wirkte etwas blasser als sonst. »Wer immer das gewesen ist, die Islamisten werden wieder mit dem Finger auf uns zeigen und Jihad schreien.«

»Du hast Recht!« Bill griff nach seiner Hose, während er einen letzten Blick auf die Bilder warf. »Also los, wir müssen an die Arbeit!« Er wandte sich um und murmelte immer noch fassungslos. »Mekka!«

Gillian blickte ihrem Mann nach. Für einen Augenblick war sie sich über ihre Gefühle unschlüssig. Es war schrecklich, solche Bilder sehen zu müssen, aber sie hatte schon viele schreckliche Bilder gesehen. Zu einem kleinen Teil spürte sie Erleichterung, weil die Rauchsäulen nicht über einer amerikanischen Stadt standen, und sogar einen kleinen Stich von Schadenfreude. Mekka! Nun, immerhin waren es die Islamisten gewesen, die Amerika auf diese Weise angegriffen hatten. Nun wusste auch die arabische Welt, wie sich der Terror anfühlte.

Sie verzog das Gesicht. Größtenteils fühlte sie Mitleid. Die Menschen in Mekka hatten genauso wenig mit den Terroristen zu schaffen, wie die Menschen in New York. Und sie verspürte Angst, denn besser als die meisten Menschen konnte sie sich vorstellen, dass dies erst der Anfang war.

Teheran – 11:45 Uhr Ortszeit (8:15 GMT)

In Teheran erfuhr man erst etwas später von den Ereignissen in Mekka. Das lag teilweise daran, dass weder CNN noch Al Jazeera im schiitischen Gottesstaat empfangen wurden, der eine, weil er

amerikanisch war, der andere, weil er sunnitisch war, zum Teil aber auch an der simplen Tatsache, dass jede moderne Technik, wie zum Beispiel das Internet, mehr Wartung verlangt als nur Allahs Segen.

So hatte Direktor Reza Insaf einen eher ruhigen Vormittag und war vor allem damit beschäftigt, sich Gedanken über das bevorstehende Mittagessen zu machen und sich eine Strategie auszudenken, wie er die neue Sekretärin herumbekommen könnte. Letzteres war zwar im Iran ein nicht ganz ungefährliches Unterfangen, aber Reza Insaf verfügte andererseits auch über viele Kontakte im Räderwerk des Gottesstaates. Kontakte, die ihn schon ein paar Mal vor Schlimmerem bewahrt hatten. So ließ die Katze das Mäusen nicht, und man sollte fairerweise zugeben, dass er, obwohl inzwischen über fünfzig und nicht mehr der schlankste, eine erstaunlich hohe Erfolgsquote aufzuweisen hatte, was natürlich auch teilweise mit der Tatsache zusammenhing, dass der Direktor einer Fluggesellschaft oft Dinge beschaffen konnte, die es im Inland nicht mehr gab.

Reza wusste, dass Flug 92 der Iran Air offensichtlich verspätet war, denn das zeigte ihm sein Monitor an. Doch so etwas kam häufiger vor. Deshalb rechnete er auch nicht mit größeren Schwierigkeiten, als das Telefon auf seinem Schreibtisch läutete. Höchstens mit einer Verzögerung seiner Mittagspause, ein Gedanke, der ihm einen leisen persischen Fluch entlockte, während er sich vorbeugte, um abzunehmen. »Reza Insaf!«

Die Stimme der Sekretärin klang weit entfernt, denn auch Telefonanlagen brauchten eben Wartung. Aber wenigstens war die junge Frau, die dicht verschleiert in seinem Vorzimmer saß, gut zu verstehen. »Es ist das Büro in Mekka. Essam Kamil auf Leitung zwei, Herr Direktor. Er sagt, es sei dringend.«

Reza verzog das Gesicht. Essam Kamil war Sunnit, genau wie alle Mitarbeiter der Außenstelle in Mekka. Sicher rief er nicht ohne Grund hier an, denn normalerweise vermied der Leiter der Filiale in Mekka einen zu engen Kontakt mit der Hauptstelle, was Reza Insaf wiederum ganz Recht war, solange die Zahlen stimmten und alles seinen Gang ging, was es bisher immer getan hatte. Wenn er

jetzt anrief und es dringend machte, dann hatte er einen Grund, und das konnte kein angenehmer sein. Ein ungutes Gefühl beschlich ihn, aber der Direktor bemühte sich, seiner Stimme einen festen Klang zu geben. »Gut, stellen Sie ihn durch.«

Er wartete ab, bis es ein paar Mal geklickt hatte. »Essam? Ich wünsche Allahs Segen auf Sie herab.« Natürlich würde Essam wissen, dass er genau das Gegenteil tat, und er wusste selbst auch genau, dass Essam ihm seinerseits auch nicht gerade das Paradies wünschen würde. Aber die Form war gewahrt.

Doch der Filialleiter in Mekka hielt sich nicht mit Vorreden auf. »Essam Kamil hier, Reza. Es gibt ein Problem ...« Der Mann klang ungewöhnlich ernst.

»Was für ein Problem?«

Essam Kamil sprach langsam, als könne er es selbst noch nicht begreifen und müsse jedes Wort erst langsam hervorsuchen. »Flug 92 ist abgestürzt, über der Stadt. Soviel ich bisher weiß, gibt es keine Überlebenden.«

Für einen Augenblick startete Reza Insaf ungläubig auf das Telefon. »Flug 92? Was hat der mit Ihnen zu tun? Der kommt doch von Südafrika?«

»Die Maschine ist hier abgestürzt. Über der Stadt, es hat viele Tote gegeben und es brennt ...« Der Mann am anderen Ende der Leitung schien nahe der Hysterie zu sein.

Für Direktor Insaf klang die Stimme auf einmal weit entfernt. In seinem Kopf schien sich alles zu drehen. Flug 92 ... Südafrika ... Mekka ... Verspätung ... Absturz ... ein irrsinniges Kaleidoskop aus Begriffen, die sein Geist noch nicht in eine Ordnung bringen konnte. Er atmete tief durch. »Sie sind sicher, dass es unser Flug 92 ist?« Seine Stimme klang schwach.

»Natürlich bin ich sicher ... aber was soll ich tun?«

Reza blickte sich um, als sei er in seinem Büro gefangen. Jeder Direktor einer Fluggesellschaft hat sich schon einmal mit dem Problem auseinandergesetzt, was zu tun wäre, falls ... Es gab Katastrophenpläne für so etwas. Irgendwo. Er war sicher, er kannte sie, aber im Augenblick war sein Kopf wie leergefegt. »Was ...«

»Ja, was soll ich tun? Vor unserem Büro stehen Reporter. Es wird auch schon im Fernsehen vermutet, es könnte ein Terroranschlag gewesen sein.«

»Ein Terroranschlag? Wieso ...« Es dauerte einen Augenblick, bis sein überfordertes Gehirn begriff. Natürlich, der Iran war schiitisch, Saudi-Arabien sunnitisch. Aber Mekka war ihnen allen heilig, das sollte doch auch Essam wissen?! Er fragte wie in Trance nach. »Wer sollte einen Terroranschlag auf Mekka verüben?«

»Das sagt noch niemand, aber irgendwann wird man mit dem Finger auf jemanden zeigen, Reza.« Essam drängte. »Also, was soll ich den Reportern sagen?«

»Sagen Sie ihnen ...« Er dachte nach. Was eigentlich sollte Essam den Reportern sagen? Die Erkenntnis kam ihm ganz plötzlich. »Sagen Sie ihnen die Wahrheit. Unser Flug 92 ist aus bislang ungeklärter Ursache über Mekka abgestürzt. Bisher haben wir keinerlei Kenntnis über einen Terroranschlag. Lassen Sie es offen.« Er schloss die Augen und versuchte, sich zu konzentrieren. Seine Stimme klang heiser. »Wie schlimm ist es?«

»Mekka brennt. Unser Jumbo hat sich über mehrere Stadtviertel verteilt. Angeblich soll es Tausende von Toten geben.« Essam seufzte. »Ebenfalls angeblich haben Augenzeugen eine andere Maschine gesehen, die unsere Maschine gerammt hat, jedenfalls hat das Al Jazeera berichtet. Aber ich weiß bisher noch nichts Offizielles darüber.« Der Sunnit schluckte. »In der Stadt geht es drunter und drüber, aber niemand weiß bisher etwas Genaues.«

»Ist die Kaaba getroffen worden?«

Essam schüttelte in Mekka den Kopf. »Nein, Allah sei gepriesen, wenigstens das ist nicht geschehen.«

Allah sei gepriesen? Reza Insaf versuchte, klar zu denken, aber noch immer war er wie vor den Kopf geschlagen. Langsam meinte er: »Danke, dass Sie mich informiert haben, Essam. Halten Sie mich bitte auf dem Laufenden.«

Essam seufzte. »Das mache ich, Reza.« Einen Augenblick schwiegen beide Männer, dann meinte der Araber zögernd: »Nun, dann stelle ich mich mal der Meute.«

»Tun Sie das, und viel Glück, Essam!«

»Danke!« Essam raffte sich auf. »Sie hören wieder von mir.« Er legte auf.

In Teheran starrte Reza immer noch das Telefon an, obwohl die Leitung längst unterbrochen war. Es gab viel zu tun. Presse, Krisenstab, eine Hotline für die Angehörigen. Jemand musste die Leute informieren. Er musste mit dem technischen Direktor sprechen, ob es irgendwelche Wartungsmängel an der Maschine gegeben hatte. Immerhin war das Flugzeug über dreißig Jahre alt gewesen. Er musste sich mit den Behörden in Verbindung setzen, und die internationale Luftaufsichtsbehörde würde auch nicht lange auf sich warten lassen. Die Liste erschien endlos. Aber zuerst musste er überhaupt einmal begreifen, dass das hier alles nicht einfach nur ein schlechter Traum war.

Draußen in seinem Vorzimmer legte die neue Sekretärin den Hörer vorsichtig zurück auf die Gabel. Wie alle Frauen im Iran war sie tief verschleiert. Doch unter dem Schleier verzog sie das Gesicht. Jetzt steckte der alte Fettkloß ganz schön in Schwierigkeiten! Aber das war nicht ihr Problem.

Sie sah sich um, aber Reza Insaf brauchte wohl noch etwas Zeit, um den Schock zu verdauen. Ruhig nahm sie den Hörer und wählte eine Nummer. Der Gesprächspartner war sofort am Telefon, fragte aber nur: »Hallo?«

»Ich habe eine Nachricht von Ali für den Ayatollah. Eine Maschine der Air Iran ist bei Mekka abgestürzt ...«

Berlin – 9:23 Uhr Ortszeit (8:23 GMT)

Der Reihe nach rollten schwarze Limousinen vor dem Kanzleramt vor und entließen ihre Fondpassagiere. Es roch geradezu nach Krisenstimmung. Die wenigen Reporter vor dem schwarzen Gebäude, das vor einigen Jahren mit enormem Aufwand von Steuergeldern errichtet und seither zum Wahrzeichen für schlechten Geschmack geworden war, schossen eifrig Fotos. Doch nicht alle, die den großen Limousinen der Fahrbereitschaft entstiegen, waren be-

kannte Gesichter, und unter den Journalisten brach ein mehr oder weniger eifriges Rätselraten aus, wer welche Rolle spielen könnte.

Aus der sechsten Limousine stieg eine noch junge Frau in einem Kostüm, die wenigstens einigen Reportern bekannt vorkam. Lynn Balfour, halb Irin, halb Deutsche, galt als eine der kommenden Sicherheitsexperten im Luftverkehr und hatte mehrfach auf sich aufmerksam gemacht, als sie in Medien viele Sicherheitsmaßnahmen an Flughäfen als Augenwischerei kritisiert hatte. In der letzten Zeit war es etwas ruhiger um sie geworden, was damit zu tun hatte, dass sie die Aufträge bekommen hatte, wenigstens einige ihrer Vorschläge tatsächlich umzusetzen.

Lynn Balfour hatte für Aufsehen unter den Journalisten gesorgt, hauptsächlich wegen ihres Rufs und durchaus auch wegen ihres Aussehens. Die Insassen des letzten Wagens taten es wegen ihrer Position, oder zumindest einer von ihnen.

Oberst a.D. Sebastian Wolff, BND-Chef und eigentlich in München Pullach ansässig, wirkte im Morgenlicht etwa so freundlich wie ein gereizter Eber. Das inzwischen Gesetz gewordene allgemeine Rauchverbot ignorierte er demonstrativ mit Hilfe einer Zigarre, die nach Größe und Schadstoffgehalt sicherlich unter das Kriegswaffenkontrollgesetz gefallen wäre. Seine Glatze spiegelte sich in der Morgensonne, und trotz seines Alters wirkte er noch immer wie jemand, mit dem man sich besser nicht anlegte. Vielleicht auch, weil seinem Gesicht wirklich nur noch die Hauer fehlten.

Natürlich war es Wolff bewusst, dass die Reporter ihn kannten. Vorsätzlich gab er ihnen Gelegenheit, ein paar Bilder von ihm in einer seiner schlechteren Launen zu schießen, während sein Begleiter hinter seinem Rücken so schnell wie möglich im Inneren des Kanzleramtes verschwand. Wolff grünte unfreundlich. Er wäre nie auf die Idee gekommen, einen seiner Agenten hierhin mitzunehmen, wenn er nicht ausdrücklichen Befehl dazu gehabt hätte. Aber immerhin war es trotz der knappen Zeit noch gelungen, Robert Berger einigermaßen zu verändern.

Verändern hieß im Falle von Robert Berger, Anzug statt Jeans. Sozusagen Berliner Ministerialuniform. Er ignorierte die Unbe-

quemlichkeit. Es gab Schlimmeres. Halb im Schatten stehend wartete er ab, bis auch sein Chef endlich im Gebäude war und sie zu einem Besprechungssaal geleitet wurden. Hinter ihnen begannen verstärkte Wachmannschaften aufzuziehen. Bundeswehr, wie es seit der letzten Verfassungsänderung ja auch erlaubt war, wenn mit einem erhöhten Sicherheitsrisiko zu rechnen war. Ein weiterer Gummiparagraph, den der Krieg gegen den Terror mit sich gebracht hatte. Nicht, dass solche Maßnahmen etwas gegen echte Terroristen genutzt hätten, aber sie beeindruckten das Volk. Vor allem ein Volk, das mit steigender Not ohnehin immer mehr latent gewaltbereit wurde.

Die meisten anderen Teilnehmer waren schon da und hatten sich ihre Plätze in den schweren Ledersesseln gesucht. Robert Berger sah sich um. Ledermöbel, Holztäfelung, Mahagoni. Der Raum roch geradezu nach Steuergeldverschwendung. Und er roch nach typisch deutscher Betroffenheit. Der BND-Agent war von seinem Chef auf dem Weg hierher kurz ins Bild gesetzt worden, aber noch immer war ihm verborgen geblieben, ob und inwieweit Deutschland überhaupt etwas mit der ganzen Sache zu tun hatte. Andererseits hatte Deutschland immer irgendwie etwas mit allem zu tun, vor allem deshalb, weil gerade wieder einer jener Vorstöße der deutschen Regierung lief, einen ständigen Sitz im Weltsicherheitsrat zu erhalten. Deutschland war wieder wer in der Welt, und die nicht mehr so ganz neue Bundeskanzlerin verfocht die Ansicht, Deutschland müsse Weltpolitik machen, mit der gleichen Hartnäckigkeit, mit der auch ihr Vorgänger schon dieses Problem angegangen war. Und genau wie ihre Vorgänger hatte sie bei aller internationalen Politik und der Jagd nach einem Platz im Geschichtsbuch völlig vergessen, dass im Inneren auch noch ein paar ungelöste Probleme anstanden, die durch Steuererhöhungen, dem Patentrezept aller deutschen Politiker, nicht lösbar waren.

Doch die deutsche Betroffenheit hatte noch eine andere Seite. Robert Berger konnte es an den Anwesenden im Raum erkennen. Die Welt mochte schockiert sein, dass ein Flugzeug abgestürzt war. Vielleicht war es ein Terroranschlag, vielleicht auch nicht, das

konnte man an Hand der wenigen bekannten Fakten noch nicht genau sagen. Berger neigte zu der Ansicht, dass es einer war, aber sein einziges Argument war, dass er aus eigener Anschauung wusste, wie sehr die Saudis die Heilige Stadt schützten. Nur, egal ob es ein Anschlag war oder ein Unglücksfall, Deutschland würde seinen Senf dazugeben. Nicht nur in Form eines THW-Einsatzes, der bereits mehr oder weniger festzustehen schien, sondern vor allem auch in Form vollmundiger und zumeist eher polemischer Kommentare. Jedenfalls so lange, bis konkrete Maßnahmen gefordert waren.

Robert blickte von einem zum anderen. Alle waren vertreten. Nahostexperten des Außenministeriums, Nahostexperten des Kanzleramtes, Sicherheitsexperten, Staatssekretäre. Er konnte sehen, wie es hinter ihren glatten Gesichtern arbeitete. Sie würden Meinungen äußern, weil das ihre Aufgabe war. Gleichgültig, ob es schon genügend Fakten für eine Meinung gab. Ein jeder formulierte bereits an einer politisch korrekten Presseerklärung herum. Nur Robert Berger, der zwar nicht als Nahostexperte galt, aber immerhin einen großen Teil seines Lebens dort in Einsätzen zugebracht hatte, zweifelte, dass einer der Experten das wahre Problem überhaupt schon erkannt hatte.

Dabei war prinzipiell alles ganz einfach. Selbst wenn niemand wirklich daran glaubte, dass es ein Anschlag war, oder falls es einer war, dass der Westen dahinter steckte – Hamas und andere Gruppen ihrer Art mussten einfach mit dem Finger auf jemanden zeigen und entsprechende Racheakte in die Wege leiten. Es ging gar nicht anders, und das war den Führern einer jeden militanten islamischen Organisation in diesen Stunden genauso klar, wie es Robert Berger klar war. Der Fundamentalismus konnte einen Anschlag auf Mekka nicht hinnehmen, und er konnte es sich auch nicht leisten, monatelang in Ruhe nach den Schuldigen zu suchen. Er musste zuschlagen und Aktionismus zeigen, wenn nicht gegen den Schuldigen, dann gegen den großen Feind. Das bedeutete Amerika oder Europa. Der Westen. Der Schrei nach dem Jihad, nach dem Heiligen Krieg, wie sie in Verfälschung ihres Korans heutzutage sagten,

denn eigentlich bedeutete Jihad lediglich den inneren Kampf um ein gottesfürchtiges Leben, war unvermeidlich, allein schon, um die eigene Anhängerschaft bei der Stange zu halten. Robert Berger war das klar. Er kannte die Länder, die Völker und die Verhältnisse dort. Nur, ob diese Experten hier das auch wussten, war eine andere Frage, und falls sie es wussten, blieb offen, ob sie sich auch trauen würden, das auszusprechen. Berger zweifelte daran.

Endlich kam die Bundeskanzlerin, wie üblich einige Minuten zu spät. Berger, der sie noch nie aus der Nähe gesehen hatte, beobachtete sie neugierig. Nun, während ihrer zweiten Amtsperiode, wirkte sie müde und angegriffen, aber als sie sprach, klang ihre Stimme so wie immer. »Meine Damen, meine Herren, ich danke Ihnen für Ihr kurzfristiges Erscheinen.« Ihr Blick glitt über die Versammlung. Berger unterdrückte ein Grinsen. Die meisten der anwesenden Elefanten würden jetzt wohl normalerweise in ihren Büros nach dem ersten Kaffee verlangen.

Aber der Bundeskanzlerin waren solche Erwägungen scheinbar fremd. Mit wohldosierter Betroffenheit blickte sie einen Augenblick lang auf den Tisch vor sich, dann hob sie entschlossen den Kopf. »Heute um zwanzig Minuten vor sechs Uhr ist über der Stadt Mekka eine Passagiermaschine abgestürzt. Es liegen uns bisher keine näheren Angaben vor, aber es gibt in diesem Fall einige Zweifel, ob es sich um einen normalen Absturz handelt. Wie die meisten von Ihnen wissen, ist das Gebiet Sperrgebiet, so dass es normalerweise dort gar keinen Flugverkehr geben sollte.«

Anerkennend nickte Berger. Sie hatte zumindest ihre Hausaufgaben gemacht. Er blickte in die Runde. Auf einigen Gesichtern sah man nur verständnisloses Starren, andere warteten sorgsam ab, bis ihrer aller Herrin und Meisterin eine Meinung geäußert hatte, der sie sich dann anschließen würden. Bis auf den Vizekanzler, der, auch ohne hier anwesend zu sein, einen eigenen Vorstoß reiten würde, um sich vielleicht doch noch irgendwann selbst einmal als Kanzler profilieren zu können. Kein Zweifel, er würde innerhalb der nächsten Stunde erfahren, welche Meinung die Kanzlerin vertrat, um dann eine andere zu haben.

Die Regierungschefin drehte sich um und gab einem der Männer ein Zeichen. Der so Angesprochene hob eine Fernbedienung in die Höhe und drückte einen Knopf. Beeindruckt sah Berger zu, wie ein Teil der Täfelung an der Rückwand zur Seite fuhr und den wohl größten Fernseher zum Vorschein kommen ließ, den er bisher zu Gesicht bekommen hatte. Nach ein paar weiteren Knopfdrücken erwachte das Monstrum zum Leben.

Der Mann mit der Fernbedienung schien etwas zappen zu müssen, bis er CNN fand. Eine gut gestylte Dame führte, wie üblich, wenn etwas Außergewöhnliches geschah, durch die Sondersendung. Bilder aus dem fernen Mekka wurden eingeblendet. Rauchsäulen standen über der Stadt, und die gelegentlichen Schaltungen von Szenen aus der Innenstadt sahen nicht so aus, als sei die Lage bereits unter Kontrolle.

Berger kniff die Augen zusammen. Die CNN-Reporterin sprach von zwei Flugzeugen, die kollidiert waren. Allerdings gab sie keine Fluggesellschaften an. Berger blickte sich unauffällig um. Anscheinend war niemand wirklich überrascht. Sein Blick fiel auf die Luftfahrtexpertin Lynn Balfour. Sie schien sich Notizen zu machen und blickte mit gerunzelter Stirn auf ihren Block, statt auf den Fernseher. Als spüre sie seinen Blick, sah sie kurz auf und lächelte entschuldigend, bevor sie sich pflichtschuldigst wieder nach vorne wandte.

Mit einem Achselzucken konzentrierte auch er sich wieder auf die Übertragung der Ereignisse. Mekka! Für einen kurzen Augenblick hoffte der BND-Spitzenagent, dass Deutschland damit wirklich in keiner Verbindung stand, aber als er nach vorne zur Kanzlerin sah, wurde ihm klar: Wenn es keine Verbindung gab, dann würde sie jemand schaffen.

Pretoria – 10:55 Uhr Ortszeit (8:55 GMT)

Oberstleutnant Mbele Nukassa hatte bereits auf eine Anfrage aus Saudi-Arabien gewartet. Kurz vor elf Uhr kam dann auch endlich das Fax auf dem Umweg über Interpol in Pretoria an. Der letzte Beweis, den er brauchte, um zu wissen, dass bei dem Absturz über

Mekka nicht alles mit rechten Dingen zugegangen war, denn die angeforderte Passagierliste hätte man in Mekka auch völlig ohne Interpol ganz einfach über die Fluggesellschaft bekommen können. Das hier war eher die Vorbereitung des Dienstweges für weitere Ermittlungen.

Der große schwarze Oberstleutnant lehnte sich in seinem Stuhl zurück und dachte noch einmal über alles nach. Erst vor einer Stunde hatte sein Vorgesetzter ihn auf diese Angelegenheit angesetzt, kurz nachdem die ersten Bilder über die Fernseher geblinzt waren. Alles war noch frisch, und er konnte es eigentlich noch gar nicht ganz fassen.

Wenn es einen Anschlag in New York, Washington oder einer anderen amerikanischen Stadt gegeben hätte, wäre die Welt auch schockiert gewesen, aber Mekka? Nukassa gehörte selbst der sunnitischen Minderheit an, und es gab in Südafrika auch eine schiitische Minderheit. Genauso, wie es hier Minderheiten so ziemlich jeder Religion gab. Doch der Islam war langsam und bescheiden auf dem Vormarsch.

Mbele Nukassa prüfte seine Gefühle. Natürlich war der Moslem in ihm aufgeregt und zornig. Ein Angriff auf die heiligste Stätte des Islam! Andererseits hatte er, wie viele andere Geheimdienstoffiziere, nie damit gerechnet, dass ausgerechnet Mekka jemals ein Ziel des Terrors werden würde. Der Gedanke war zu bizarr, vor allem, wenn man die Form des Angriffs betrachtete. Klar hatte es Übergriffe auf Moscheen gegeben. Sunniten und Schiiten gingen einander häufiger an die Gurgel, wie er aus eigener trüber Erfahrung wusste. Aber Mekka? Das waren sicher keine Moslems gewesen! Auch wenn der Anschlag anscheinend eine gewisse Parallele zum elften September 2001 darstellte.

Doch auch der Gedanke an westliche Selbstmordattentäter, die Rache nahmen, war zu abwegig. Es gab viele Terrororganisationen, und selbst wenn die meisten nach und nach doch durch den ständig vor allem von Amerika propagierten Krieg gegen den Terror zermürbt wurden, waren sie nach wie vor so gefährlich wie angeschossene Raubtiere.

Konnte es vielleicht eine Gruppe gewesen sein, die nicht dem religiösen Lager angehörte? Die PKK war, obwohl kurdisch und damit schiitisch, in den letzten Jahren wieder aktiv geworden. Auch Westeuropa, mit der ständigen Verschlechterung der Wirtschaftslage und damit der Lebensbedingungen, hatte eine ganze Reihe von Terrororganisationen hervorgebracht beziehungsweise wieder hervorgebracht, von der deutschen RAF bis hin zu den italienischen roten Brigaden. In Spanien waren es vor allem die baskische ETA und einige neuere rechtsradikale Gruppen. Und in Amerika selbst? Weiße Arier, religiöse Fanatiker, schwarze Muslime ... die Liste schien ohne Ende zu sein. Noch schlimmer wurde es, wenn man in den immer noch von amerikanischen Truppen besetzten Irak blickte. Dort schienen sich autonome Terrorgruppen unter loser Führung von Hamas, Al Kaida oder im Falle schiitischer Gruppen der Hisbollah gegenseitig auf die Füße zu treten. Genauso in der Türkei. Peru hatte seinen Leuchtenden Pfad, und auf Sri Lanka und neuerdings auch in Südindien waren die Tamil Tigers wieder sehr aktiv. Dabei hatte Indien bereits hinreichend mit seinen Sikhs zu tun. Und in Afghanistan, die zunehmende Lustlosigkeit der westlichen Besatzungstruppen ausnutzend, erstarkten die Patschuten wieder, der traditionelle Nährboden der Taliban-Milizen.

Es gab sie überall, Terroristen aller Couleur. Mbele Nukassa wusste, dass seine Liste bei weitem nicht vollständig war. Das Problem war nicht, jemanden zu finden, der so etwas getan haben könnte, das Problem war, *den* zu finden, der es getan hatte. Als Moslem und Geheimdienstoffizier war Nukassa klar, was geschehen konnte. Er wusste es besser als viele seiner Kollegen in Europa und Amerika. Der erste Schock begann so langsam, der Furcht Platz zu machen, der Furcht vor der Antwort der radikalen Organisationen auf diesen Affront.

Wieder konzentrierte er sich auf seinen Ausdruck der Passagierliste. Es war logisch, dass die Ermittlungen in Pretoria beginnen mussten. Schließlich waren die Hijacker hier an Bord gekommen. Aber es war eine lange Liste, über vierhundert Namen, wie er überschlägig feststellte. Auf der Liste war keine Religionszugehörigkeit

angegeben, und den afrikanischen Namen vieler Passagiere konnte er auch kaum etwas in dieser Richtung entnehmen. Wenigstens stand die Staatsangehörigkeit neben den Namen. Es gab viele Perser in der Liste, die offenbar auf der Heimreise waren. Das waren ziemlich sicher Schiiten gewesen.

Die zweite große Gruppe waren Südafrikaner, die nach Teheran wollten. Es mochten ebenfalls Schiiten gewesen sein, oder einfach Geschäftsleute. Jemand würde sich darum kümmern müssen.

Nukassa überflog die nachfolgenden Seiten. Es gab eine Handvoll Amerikaner und Europäer, vielleicht auch Geschäftsleute. Heutzutage funktionierte die Wirtschaft international, und das bedeutete, jeder konnte überall hin reisen. Nur – in dieser Liste hier verbarg sich eine Gruppe Terroristen, die das Flugzeug benutzt hatten, um sich auf Mekka zu stürzen. Es würde eine verdammte Laufarbeit werden, diese Leute herauszufiltern. Er grinste trocken. Zum Glück hatte er den richtigen Mann dafür. Major Smith war zwar ein Weißer und obendrein ein ziemlich eingebildeter Mistkerl, aber er konnte sich in Dinge hinein wühlen wie ein Trüffelschwein.

Ohne hinzusehen wählte er eine kurze Nummernfolge und wartete. Es tutete zwei Mal, dann nahm der Angerufene ab. »Major John Smith!«

»Smith? Nukassa hier! Können Sie in mein Büro kommen? Ich habe etwas für Sie. Es geht um diese Flugzeuggeschichte in Mekka.«

Der Major zögerte keinen Augenblick. »Ich bin in einer Minute bei Ihnen, Sir!«

»Sehr gut!« Nukassa legte auf und lehnte sich zurück. Noch immer standen die Bilder vor seinen Augen, die er vor einer Stunde im Fernsehen gesehen hatte. Jemand würde für diese Sache bezahlen müssen, oder die Welt als Ganzes würde einen hohen Preis dafür zu bezahlen haben. Trotz der Wärme Südafrikas spürte er einen kalten Schauer.

Irgendwo im Pazifik – 23:00 Uhr Ortszeit (11:00 GMT)

Der große Raum war mit viel Liebe zur Illusion einer Touristenbar gestaltet worden. Auch wenn jeder wusste, dass sich hinter der Verkleidung aus Bambusrohr Beton verbarg und das Strohdach Wellblech enthielt, so sah man es doch zumindest nicht. Die große Bar und die gemütlichen Sitzgruppen schufen eine Art von Urlaubsambiente.

Dennoch war den Frauen und Männern hier ständig bewusst, dass dieser Raum nur ein Teil der Anlage war. Es gab andere Orte. Die Schießbahn, Trainingsräume, Unterrichtsräume und Werkstätten. Es gab ein Arsenal des Todes tief unter ihnen in einer Art Bunker, in dem sich Waffen von der einfachen Pistole bis hin zu Luftabwehrraketen stapelten. Und es gab überall das Logo mit den lodernnden Flammen und dem Schwert.

Feuer und Schwert, eigentlich abgeleitet gleichermaßen aus Bibel und Koran, doch in den letzten Jahrzehnten bekannter durch religiöse Führer in der islamischen Welt, die zwar gut in der Auslegung waren, um ihre Terrorkriege zu begründen, aber denen die Zweite Sure, Vers 62, völlig unbekannt war, war Motto und Programm. Denn sie würden mit Feuer und Schwert über die Narren kommen, die den Jihad predigten. Sie würden mit Tod und Vergeltung über die kommen, die Unschuldige für ihren religiösen Wahn töteten.

Die Personen im Raum waren Christen, Moslems, Hindus, ja auch ein Shintoist war unter ihnen. Aber in erster Linie waren sie alle Menschen, die zum Äußersten entschlossen waren. Oder zumindest waren sie es gewesen.

Schweigend standen sie vor einem Großbildfernseher. Ein jeder blickte wie gebannt auf die Bilder aus Mekka. Die gefüllten Champagnerschalen in ihren Händen waren für einen Augenblick vergessen. Es hätte ein großer Moment sein müssen, aber irgendwo in ihnen gab es doch noch etwas Menschlichkeit, die nicht durch das Leid abgetötet worden war. Etwas, das auf die Bilder des Schmerzes aus dem fernen Arabien reagierte.

Endlich brach eine der Frauen die Stille und schluchzte auf. Sofort nahm eine der anderen Frauen sie in den Arm und führte sie

weg. Die Zurückbleibenden sahen einander ratlos an. Dann, wie auf Kommando, blickten sie auf einen Mann in ihrer Mitte.

Der Anführer, und das war er offensichtlich, war groß gewachsen, und obwohl er schon über siebzig zu sein schien und sein Haar im Licht der Lampen wie Silber wirkte, stand er kerzengerade aufgerichtet unter ihnen und zeigte keine Spur von Schwäche. Doch er spürte die Schwäche der anderen.

Nachdenklich drehte er sein Glas in den Händen. Es hätte ein triumphaler Tag sein sollen. Ein Tag der Rache, aber noch viel mehr der Tag einer harten Lektion. Er blickte auf und sah in die Runde. »Ich weiß, wir alle fühlen uns im Augenblick schlecht. Niemand sollte sich solche Bilder ansehen müssen.« Demonstrativ blickte er wieder auf den Fernseher. Dann, so leise, dass die anderen näher rücken mussten, um ihn zu verstehen, sprach er weiter. Seine Augen blieben auf die Bilder gerichtet, als durchlebe er etwas noch einmal. Und sie wussten, er durchlebte es tatsächlich, genau wie sie.

»Als ich damals die Bilder im Fernsehen sah, konnte ich nicht fassen, wie Menschen so etwas tun konnten. Doch wie sollte man solche Menschen aufhalten?« Mit einer abrupten Bewegung hob er den Kopf und sah sie an. »Unsere Freunde haben uns den Weg gezeigt. Es geht nicht nur um Rache!«

Einer der Männer räusperte sich. »Aber mussten es so viele unschuldige Opfer sein?« Der Sprecher sah sich um. Sie alle spürten die Unsicherheit. Es war nicht die Angst, zu sterben. Solche Ängste hatten sie schon lange nicht mehr. Es war die Angst, etwas Falsches zu tun. Genauso zu werden wie ihre Feinde. Und trotzdem mussten sie in vieler Hinsicht genauso sein wie diese Feinde.

Der Mann mit dem Silberhaar verzog keine Miene. Nur seine Augen funkelten etwas zorniger. »Unschuldige? Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, aber ich erinnere mich noch daran, wie in der islamischen Welt überall gefeiert wurde. Wie sie tanzten und sich gegenseitig mit Süßigkeiten fütterten. Damals kamen viertausend Menschen um, und sie feierten es! Unschuldige, sagen Sie?«

»Nun ja ...« Die Stimme des Mannes wurde zu einem unsicheren Murmeln. »... wo ist die Grenze?«

»Es geht nicht um eine Grenze. Es gäbe Grenzen, wenn es sich nur um Rache handeln würde. Aber diese Bilder, die Lektion des heutigen Tages, wird sich in die Köpfe vieler Moslems einbrennen, genauso wie sie sich in unsere Köpfe eingebrannt hat. Das tut weh. Denn nun kann kein junger Palästinenser jemals wieder irgendwohin gehen und sich in dem sicheren Wissen, für seine Familie sei gesorgt, in die Luft sprengen. Seit heute muss er damit rechnen, dass seiner Familie genau das Gleiche passiert! Das ist der Unterschied!« Der alte Mann atmete tief durch. »Das hier ist ein Krieg, ein Krieg, der mit einer Ungleichheit der Waffen geführt wird. Denn während sich die Amerikaner an Regeln halten müssen und die Welt wegen ein paar Übergriffen gleich laut aufheult, entführen und enthaupten Terroristen Menschen, die nichts weiter tun, als den Familien der gleichen Leute eine Zukunft aufzubauen!«

Eine der Frauen sah ihn fragend an. »Und was fühlen Sie, wenn Sie diese Bilder sehen? Befriedigung?«

Er blickte wieder auf sein Glas. Vergessen, für eine kurze Zeit vergessen, das war es, was er brauchte. Aber er konnte nicht aufgeben. Nicht jetzt, so kurz vor dem Ziel!

Langsam hob er den Kopf und erwiderte den Blick der Frau. »Ich fühle Trauer und Schmerz! Ich fühle all das, was ich auch damals fühlte.« Er zögerte. »Aber ich weiß, es war richtig und notwendig. Weil es anders nie enden wird. Die Amerikaner können Krieg um Krieg führen, ohne etwas zu ändern. Weil der wahre Feind im Untergrund weiter existiert. Aber das ...« Er deutete auf den Fernseher. »... das wird ihn lehren, dass er nirgendwo mehr sicher ist.«

Stille lag im Raum. Alle hingen ihren Gedanken nach. Es war nicht das erste Mal, dass sie diese Dinge diskutierten. Ihr Leben zu opfern, bedeutete ihnen gar nichts. Aber Unschuldige zu töten? Nur, wer war unschuldig?

Die Stimme des Anführers wurde wieder etwas leiser. »Niemand ist gezwungen, weiterzumachen. Ich muss nur verlangen, dass er oder sie sich hier aufhält, bis auch der Letzte von uns seinen Weg gegangen ist.« Wieder zögerte er. »Es ist eine Entscheidung, die jeder von uns für sich zu treffen hat, und ich will nicht, dass jemand

so etwas anders als aus freien Stücken tut.« Er lächelte schmal.
»Soweit es mich betrifft, habe ich meine Entscheidung getroffen.«

Die Frauen und Männer blickten einander an. Schon oft hatten sie beieinander Rat und Hilfe gesucht. Einen Trost, den es nicht geben konnte. Es waren lange Jahre gewesen, in denen das Leid einen großen Teil ihrer Menschlichkeit abgeschliffen hatte. Während die Welt wieder zur Tagesordnung übergegangen war, waren sie zurückgeblieben mit ihren Verlusten und Schmerzen. Was geblieben war, war Leere ... und der brennende Wunsch nach Rache, mochte sie auch so schal schmecken wie jetzt.